

Gesprächsrunde bei Tassius beim Besuch der ehemaligen Vöhler Juden

September 2000

Walter Mildenberg: Ich bin Walter Mildenberg. Mein Vater war Sally, meine Mutter war Berta Mildenberg. Wir waren Metzger und hatten ein gutgehendes Geschäft gehabt. In der Hitlerzeit waren wir die einzigen, die ein Kühlhaus hatten, seit den 20er Jahren. Ich bin in 37 ausgewandert und meine Eltern Anfang 38 – nach Amerika, und so weiter, und so weiter. Ich bin seit 63 Jahren wieder zum ersten Mal in Vöhl.

Marian Mildenberg: Ich bin Marian Mildenberg, ich bin die Frau von Walter Mildenberg. Ich kam auch hier aus der Nähe. Ich komme von Bobenhausen 2, Oberhessen. Ich habe meinen Mann kennengelernt in the United States. Ich war vorher in Südamerika und kam 1947 in die United States und habe dort meinen Mann kennengelernt. Wir sind jetzt 50 Jahre verheiratet, nächste Woche 51 Jahre, am 11. September. Wir haben zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter und vier Enkelkinder. (We are very happy to be here.) Wir sind froh hier zu sein.

Gisela Frees, geb. Mildenberg: Ich bin Gisela Frees, geborene Mildenberg. Mein Vater war Max Mildenberg, der leider diese böse Zeit nicht überlebt hat, der im Lager Buchenwald war, der nach Belgien geflohen ist, in Südfrankreich war und, ich denke, dann wohl im Osten verschollen ist, irgendwo in einem Lager.

Meine Mutter Marie Luise Mildenberg geb. Thomas war Hebamme hier in Vöhl.

Es war eine sehr schlimme Zeit, meine Eltern durften das Geschäft nicht mehr haben, meine Mutter ihren Beruf nicht mehr ausüben. Es war also wirklich sehr böse und auch meine Jugend war nicht so einfach. Mein Beschützer war mein Großvater, der Opa Thomas und auch die Oma. Naja, so habe ich halt die Zeit überlebt und habe dann einen lieben Mann gefunden und seitdem geht es mir besser.

Ursula Behrend geb. Mildenberg (jüngere Schwester von Walter Mildenberg): Mein Name ist Ursula Behrend, geborene Mildenberg. Ich hatte auch einen Beschützer: Sein Name war Walter Mildenberg. So lange der Walter in Vöhl war, hat mir keiner was getan. Er war der beste Schwimmer, er war der beste Fußballspieler, er war der beste Turner. Und ich war ein kleines, kleines Mädchen, ich bin viel gewachsen.

Später war es sehr schwer für mich. Keiner hat mehr mit mir gespielt. Wenn ich durchs Dorf gegangen bin, dann haben sie mit Steinen nach mir geschmissen. Dann bin ich morgens immer früh in die Schule gegangen, um neun Uhr morgens. Von acht bis neun war Rassenkunde und dann musste ich mit Heil Hitler in die Schule gehen. Es war sehr schwer. Ich konnte nicht mehr auf dem Schulhof bleiben, morgens früh. Ich war dann immer bei Carols Großmutter und Tante. Ich habe immer mein Magendavid (Amulett mit Davidstern) getragen, oft ist es abgerissen worden und habe ihn doch wieder am nächsten Tag getragen. Das war keine gute Zeit für mich. Und dann sind wir ausgewandert, Anfang 38. Wir waren zuletzt in Frankfurt bei meiner Großmutter Lina Mildenberg und bei meinem Onkel Max, und wie wir uns verabschiedet haben, und wir schon unten standen, stand sie oben an der Treppe und sagte: „Auf Nimmer-Wiederssehen.“

Mein Vater hat geweint, wir alle haben geweint. Aber mit 13 Jahren habe ich noch nie meinen Vater weinen sehen. Die ganze Friedberger Anlage (Eine Straße in Frankfurt a. M.) durch. Meine Tante hat zur Zeit in einer Hebelstraße gewohnt, bis wir dann aus Deutschland gingen. Gott sei Dank ist sie, bevor sie deportiert werden konnte, gestorben. Wir hatten ihr Geld dgelassen in Frankfurt. Das hat sie aufgegeben, sodass ihre zwei Söhne über Russland nach

Shanghai gehen konnten. Und sie war dann im Altersheim und ist dort Gott sei Dank gestorben und brauchte nicht im Konzentrationslager zu sein.

Mein Vater und mein Onkel Hermann, der Vorbeter war, haben wunderbare, schöne Stimmen gehabt. Und sie haben auch in Amerika noch gesungen. Sie haben mit dem Radio morgens früh, Sonntags früh, wenn keiner an der Arbeit war, gesungen.

Aber mein Vater hat nie mehr auch nur einen Ton gesungen, nachdem meine Oma gestorben war.

Für mich, hierherzukommen, war furchtbar schwer. Nur für Karl-Heinz bin ich gekommen. Er hat mir einen Brief geschrien, den habe ich dann meinem Mann gegeben (Howard), der ist in die Küche gekommen und hat gesagt: „Wie kannst du Nein sagen?“ Und dann habe ich Ja gesagt.

Wir haben zwei Töchter, drei Enkelkinder. Unsere älteste Enkelin ist schon zwei Jahre lang auf der Universität. Und Gott sei Dank sind alle gesund und es geht jedem gut.

Mein Onkel Hermann Mildenberg war in Amerika. Meine Mutter hatte 7 Geschwister, die gelebt haben.

Einer war in Spanien. Und die anderen sechs wohnten alle nah beieinander. In zwei Blocks, zwei Minuten zu gehen.

Und ich hatte eine wunderbare Jugendliebe in Amerika. Und dann ist der Krieg ausgebrochen. Und dann habe ich ihn jahrelang nicht mehr gesehen, einmal für ein paar Minuten. Wir waren zu dem Zeitpunkt schon verlobt. Wir haben auch schwere Jahre gehabt. Und jetzt bin ich wieder in Vöhl.

Das ist alles, was ich zu sagen habe im Augenblick.

Und Gisela habe ich nie, nie vergessen, vor dem Krieg und auch danach nicht.

Gisela Frees: Wir haben so schöne Pakete immer bekommen. Die habe ich in so guter Erinnerung.

Ursula Behrend: Und deine Mutter hat so schöne Sachen geschickt. Wie ich ihr geschrieben habe, dass ich in anderen Umständen bin mit unserer ersten Tochter, hat sie gesagt, sie möchte gern Patentante werden. Unsere Tochter heißt Sandra Marilyn. Sie hat so schöne Geschenke geschickt. Ein Service, Rotbäckchen, und 'ne Wiege, die unsere 15-jährige Enkeltochter jetzt noch am Bett stehen hat. Mit einer alten Puppe drin. Die Puppe ist nur noch Lumpen.

Howard Behrend: Mein Name ist Howard Behrend. Ich bin aus Hamburg und habe meine Frau in Brooklyn, NY, kennengelernt.

Ich habe sie auf einer Bank in einem Park sitzen sehen. Dann bin ich nach Hause gegangen und habe zu meiner Mutter gesagt: „Ich habe die Frau gesehen, die ich heiraten werde.“

Ursula Behrend: Und dann hat sie aus dem 5. Stock aus dem Fenster heraus geguckt.

Howard Behrend: Aber ich kann beweisen, dass es wahr ist, denn ich habe heute noch ein Stück Stoff von dem Rock, den sie an dem Tag getragen hat. (Er zeigt ein Stück Stoff. Alle lachen.) Das liegt jetzt 58 Jahre zurück. Ich habe das immer noch bei mir.

Alles andere hat meine Frau erzählt, so brauche ich nichts weiter sagen.

Richard Rothschild: Man muss ja auch nicht alles erzählen. (Gelächter)

Carol Davidson Baird: This is quite very difficult because I don't speak German well enough to tell any kind of the story. So I try to speak slowly. My name is Carol Davidson-Baird. My Father was the son of Ida Frankenthal. She was the daughter of Bernhard Frankenthal and Johanna Bachrach-Frankenthal. Bernhard was born in Vöhl, my Grandmother and her sister were born in Vöhl. And my connection to this gathering is that the Frankenthals married the Mildenergs. And so I seem to be related to half of the town in one time. When I was young my Father was unlike a lot of Holocaust survivors in that he would speak about it, every time I asked him. And I was always interested in family history. So I received oral history of my family including every document that my family had. My father was an only child, so he received all of the documents of his family and since I was an only child, I received all those documents, and the one that interested me the most was a letter, it was the last letter from Johanna Bachrach Frankenthal that she wrote to my family, when they were already in Stuttgart, before they left for the United States. In about 1941. This letter was very difficult to read. She said she had to get the letter out in the last mail, in the last post. And I will never see you again, perhaps we will see each other again in heaven. And that made me even more interested to learn what happened. I had been to Vöhl already, my father and mother brought me here when I was 15 years old. So 1960 that was my first time in Vöhl. I thought that was so important that my husband and I brought our two sons back here to visit the town where their aunt sisters had lived. So in the early 1980s we brought our children, they were eight and ten years old. I didn't think that any age was too early to teach them about their inheritance and what had happened to their family. And why they didn't have that set of grandparents.

In 1989 I did something that I wish a lot of people would do. We didn't wait until it was too long, too late and say we will do it some day. We did it. I brought my parents, my husband and my children with me on a family journey to the ? homelands of both my mother and my father. Which admit that we will visit Vöhl again. Only this time my father did the walking tour of Vöhl with my sons and showed them all the places that he had gone when he visited the Mildenergs at the summer vacation. And showed us all the buildings, unfortunately we couldn't go into the home where my grandparents lived. We couldn't go into the synagogue, because there was some man that was living in there and we were not allowed to go in there. So I only saw the outside of everything.

And this is actually my fourth time in this small town and I'm hoping that all of the papers that I have collected, all of the oral history that I have been handed from my father and all of the absolutely magnificent genealogical information that Karl-Heinz has been giving me. I would put that all together and a very large picture will emerge and to this picture I would write my family history. And hopefully this picture will be a large part of the history of Vöhl.

And it was very wonderful from you to invite us and we all appreciated. I have also done again the genealogical Imperative; my son is here with us. Only one son, the other one can't come. But again a new generation is here again.

Steven Baird: I am Steven, the husband. (Gelächter) Carol und ich haben uns im Kindergarten kennengelernt. Sie war 12 und ich 13 (er meint wahrscheinlich die spätere Schulzeit

H.H.). Und geheiratet haben wir, als sie 25 war und ich 26 war. Am 11. September ist unser 30. Hochzeitstag.

Carol Baird: I forgot about that. My birthday is the 11th of September, which is their anniversary. Our anniversary is the 12th of September and it will be 80 years that my grandparents married in the synagogue where we want to go into on our 30th anniversary.

Ich bin Professor der Pathologie at University of California, San Diego.

Kurt-Willi Julius: Mein Name ist Kurt-Willi Julius. Ich bin gebürtiger Frankenberger und aus beruflichen Gründen, weil meine verstorbene Frau in Korbach arbeitete und ich in Frankenberg, sind wir in die Mitte gezogen, deswegen wohnen wir jetzt in Kirchlotheim, das ist ein Ortsteil von Vöhl.

Und es sind ein paar interessante Dinge in meinem Leben passiert. Bis vor 12 Jahren etwa, wusste ich eigentlich nur, was man so allgemein weiß. Ich hatte Filme gesehen, zum Holocaust usw. und wusste als Lehrer auch noch ein paar Sachen mehr. Aber vor 12 Jahren hat mich ein Film sehr beeindruckt; der hieß "Das zweite Sterben der Synagogen". Diesen Film haben wir im Verein in der Zwischenzeit auch erworben. Der zeigte, dass viel mehr der kleinen Landsynagogen nach dem Krieg durch die Bevölkerung ignoriert, vernichtet, zerstört worden sind, zu Baustofflagern geworden sind, und Ähnliches. Das hat mich damals sehr schockiert, weil ich das nicht wusste und zur gleichen Zeit machte mich ein Kollege, das ist der Geschichtsexperte hier in der Gegend, Karl-Hermann Völker, den Sie auch noch kennenlernen werden, darauf aufmerksam, dass er es geschafft hatte, die damalige Besitzerin dieser Synagoge, Frau Röhling, zu überreden, mit einer Gruppe in die Synagoge gehen zu dürfen. Er durfte sie besichtigen und er kam ganz begeistert in den Geschichtsverein und erzählte, dass es in Vöhl noch eine Synagoge gebe, die hat noch einen Himmel, dort ist die Empore noch erhalten, da ist alles noch da außer den Sakralgegenständen. Das war vor zehn oder zwölf Jahren, als meine erste Frau noch lebte. Und seit dem Zeitpunkt habe ich immer wieder versucht, über irgendwie über irgendjemand dort rein zu kommen, aber es ging nicht. Es war von den Erben verboten worden. Meine Frau ist vor vier Jahren gestorben und ein Jahr darauf habe ich meine jetzige Frau kennengelernt. Und sie ist Jüdin und plötzlich ist da eine Sache passiert, das konnte kein Zufall sein. Und ich habe ihr gleich erzählt, dass hier in Vöhl eine Synagoge ist und wir waren immer gespannt, aber wir kamen dort nie hinein. Bis vor einem Jahr die Frau Röhling starb und die Synagoge der Gemeinde zum Kauf angeboten wurde, die Gemeinde die Chance nicht ergriffen hat und gesagt hat, es soll sich ein Verein gründen, der diese Synagoge erwirbt und restauriert. Dieser Verein hat sich am 9. November letzten Jahres (1999) gegründet mit 74 Mitgliedern sofort, inzwischen sind wir über 180. Von den Mitgliedern sind über 2/3 sicherlich aus Vöhl und den Ortsteilen. Ich wollte eigentlich im Vorstand mitmachen, aber nicht unbedingt Vorsitzender sein. Aber man hat mich dann doch überreden können, diesen verantwortungsvollen Posten wahrzunehmen. Ich bin weniger der Geschichtsexperte, was die Vöhler Synagoge angeht, da ist eher der Karl-Heinz und der Jürgen Evers für zuständig, aber ich versuche mein Bestes zu tun, um den organisatorischen Aufwand zu leisten, um z. B. Sponsoren zu finden und vieles zu machen, zu bewältigen. Ich habe glücklicherweise in meiner Frau eine Künstlerin, eine Musikerin, die Kontakt zu anderen Musikern Kontakt hat. So hat meine Frau die ganzen Konzerte hierher geholt. Und jetzt versuchen wir das ganze Projekt über die Runden zu kriegen und für mich ist es ein besonderes Erlebnis, dass wir jetzt zusammen sind und zuhause vier jüdische Kinder haben. Wir haben noch ein Pflegekind aus meiner ersten Ehe, das christlich ist. Und dass wir in einem ehemaligen Pfarrhaus wohnen, an dessen rechtem Türpfosten eine Mesusa hängt und dass wir sowohl Chan-

ukka als auch Weihnachten feiern. Bei uns geht es ganz multikulturell oder besser gesagt multireligiös zu. Und das ist sehr sehr schön, dass Sie alle jetzt hier sind, denn das bedeutet etwas ganz Besonderes auch für uns.

Ilse Schenk: Von mir ist nicht viel zu erzählen. Ich bin seit 19 Jahren hier in Vöhl. Ich habe mir das ausgesucht, weil es so schön liegt und so gute Luft hat. Ich bin auch im Förderverein und heute bin ich eigentlich hauptsächlich gekommen, um Herrn Rothschild zu begrüßen, den habe ich nämlich vor zehn Jahren zufällig auf der Insel Kreta in einem Hotel kennengelernt. Der hat mir damals auch schon sehr imponiert, weil er so unheimlich viel zu erzählen hatte und so Interessantes zu erzählen hatte.

Dr. Ingrid Engelsing: Ich mache es nur ganz kurz. Mein Name ist Ingrid Engelsing. Ich war hier Ärztin und mich hat der Geschichtsverein sehr interessiert und auch der Förderverein der Synagoge. Ich muss nochmal den Vorsitzenden und auch Herr Stadtler loben dafür, was sie schon alles auf die Beine gestellt haben, das ist wirklich enorm. (Beifall)

Sonja Rothschild: Ich bin Sonja Rothschild. Ich bin auch schon ewig verheiratet, wie verschiedene andere Leute hier. Ich bin aus Wien. Ich lebte dort, bis ich 1939 ausgewandert bin. Es war nicht schön, gar nicht schön. Aber jetzt leben wir in Argentinien und sind dort sehr zufrieden.

Walter Rothschild: Mein Name ist Walter Rothschild. Ich bin gebürtig aus Duisburg am Rhein. Mein Vater war Willi Rothschild, gebürtig aus Vöhl, der allerdings nicht sehr lange hier gelebt hat. Er ist im als Gymnasiast hier weggekommen, dann in die Schule in Marburg gegangen und kam kurze Zeit später in eine kaufmännische Lehre in Westfalen, dann ins Ruhrgebiet, von wo aus er auch in den Ersten Weltkrieg kam. Danach kam er zurück, heiratete und bekam mich als einzigen Sohn, vorläufig. In Vöhl lebte mein Onkel Alfred und seine Frau, und seine Familie, unter anderem sein Sohn Richard, den ich damals schon etwas kennengelernt hatte, obwohl er 15 Jahre älter ist als ich.

Richard Rothschild: Das war ich damals schon. (Gelächter)

Walter Rothschild: Mit Vöhl hatte ich damals schon eine besondere Bindung. Ich war schon immer ein ziemlich robuster junger Mann, schon als Kind. In der Schule haben mich meine Kollegen immer Gulaschkanone genannt. (Gelächter) Aber dann passierte etwas. Meine Eltern wollten mich mitnehmen in irgendein Nordseebad in den Ferien. Und da trat ich in den Hungerstreik. Und das war etwas so Enormes, dass meine Eltern dachten, dass wenn der in dem Hungerstreik tritt, obwohl er doch an und für sich so gerne isst, dann muss das etwas ganz Ernstes sein, und dann soll er ruhig nach Vöhl fahren. Dann fuhr ich ungefähr die nächsten drei oder vier Ferienjahre immer nach Vöhl. Dort konnte ich dann auf der Kuh reiten, mit den Landarbeitern aufs Feld gehen, wenn die das Heu machten und so weiter, und das waren also herrliche Ferientage, die ich heute noch nicht vergessen habe. Das ist meine Erinnerung an Vöhl. Und vor ungefähr 15 Jahren war ich erstmals mit meiner Frau auf einer Europareise auch in Vöhl gewesen. Und wir haben Richard, der damals hier eine Ferienwohnung hatte, besucht, da haben wir dann gewohnt und da habe ich dann das alte Vöhl wiedergesehen und das war sehr schön, das hat mich sehr gefreut. Und was jetzt passiert ist, ist noch viel schöner und freut mich noch viel mehr. Und vor allem die Initiative von Herrn Stadtler finde ich wunderbar und phantastisch, was sie schon alles getan haben und was sie noch tun, also das ist ganz großartig. (Beifall)

Babara Küpfer: Ich wohne seit einem Jahr in Kirchlotheim und ich bin Mitglied in der Marburger Jüdischen Gemeinde. Als ich nach Kirchlotheim gezogen bin voriges Jahr, fiel mir das schon unheimlich schwer, meine Kinder leben noch in Marburg, und Kirchlotheim, wo sich Hund und Katze noch Gute Nacht sagen, ist ziemlich klein. Und dann Ende Oktober wurde die Nachricht bekannt, dass die Möglichkeit besteht, die Synagoge zu kaufen. Als die dann gekauft wurde, wollte ich mich im Förderverein engagieren. Das hat mir es auch ein Stück weit leichter gemacht, hier zu bleiben und mich hier zu engagieren. --- Ich habe einen jüdisch-israelischen Tanzkreis in Marburg, wovon sie morgen Abend eine Kostprobe bekommen. Ich finde es auch wunderbar, dass Sie alle hier sind. Meine Mutter hat während ihrer Jugend in Shanghai gelebt. 1938 musste sie auswandern, damals war sie ein zwei Monate altes Baby. Als sie 13 war, sollte sie als Spionin eingesetzt werden, weil sie Chinesisch, Englisch und Deutsch konnte. Deshalb sind sie dann nach Frankreich geflohen und irgendwann kam sie dann nach Deutschland. Da hat sie dann meinen Vater kennengelernt. Sie haben sich schon am ersten Tag verlobt. (Gelächter) Viele Bilder erinnern mich an meinen Großvater, an seinen Bruder. Ich habe ihn unheimlich gern erzählen hören. ...

Kurt-Willi Julius: Eine Sache hast du vergessen, die ist ganz wichtig: Sie hat zwei Jahre in Jerusalem gelebt und spricht Hebräisch.

Heinz Schäfer: Mein Name ist Heinz Schäfer. Ich bin zweiter Vorsitzender des Förderkreises und bin auch Mitglied im evangelischen Kirchenvorstand. Ich bin Landwirt, wohne in der Basdorfer Str.19 und einigen Älteren dürfte das Haus bekannt sein. Früher wohnte dort mal Familie Heinze, die Familie dürfte auch unter dem Hausnamen Becker noch bekannt sein. Jetzt halt Familie Schäfer. Ich habe schon gehört, dass das Schicksal eines meiner Vorfahren hier bekannt ist. Fritz Heinze wurde m Sommer 1936 vom Blitz erschlagen. Das war damals sicher auch ein Ereignis, was sehr eindrücklich war. Wie gesagt, ich bin Landwirt und betreibe den Hof meiner Familie weiter, der schon seit über 300 Jahren in Familienbesitz ist.

Anna Evers: Mein Name ist Anna Evers. Ich bin mit Jürgen Evers verheiratet. Wir sind beide im Förderkreis. Jürgen hat schon so lange, wie ich ihn kenne, sehr sich für Vöhls Geschichte interessiert und alles gesammelt, was er zu diesem Thema kriegen konnte. (zu Richard Rothschild:) Ich weiß auch, dass wir Sie mal besucht haben, in Asel bei Frau Ruch. Jürgen hat auch immer versucht, über die Juden in Vöhl was rauszukriegen, was viele Jahre sehr schwer war. Ich habe Jürgen in Schweden kennengelernt. Ich bin Schwedin und er war in den Semesterferien immer da und hat gearbeitet und hat mich dann hierhergebracht, vor 31 Jahren. Mein Schwiegervater war hier Arzt; ich weiß nicht, ob Sie sich an ihn erinnern.

Richard Rothschild: Sehr gut.

Anna Evers: Ich habe ihn aber nie kennengelernt. Ich kenne ihn nur vom Hörensagen. Jürgen wird sich sicher am Samstag hier auch einbringen.

Karl-Heinz Stadler: Es ist sicherlich sehr bedauerlich, dass Jürgen Evers jetzt nicht da sein kann. Anna hat erzählt, dass er ganz viel mitgearbeitet hat in diesem Bereich, Vorreiter war in vielen Dingen. Und der Schlaganfall hat ihn jetzt getroffen und er konnte jetzt eine lange Zeit nicht hier sein, aber wir freuen uns jetzt alle sehr, dass er ab Freitag wieder da sein kann.

Kurt-Willi Julius: Bevor das passiert ist, ist er jeden Tag in der Synagoge gewesen. Er hat mir mal erzählt: „ Wenn ich einen Tag nicht in der Synagoge bin, ist der Tag nicht vollständig.“

Er hat auf dem Dachboden gewühlt und dort zwischen den Dachsparren einen alten Paraschot gefunden und einen alten Siddur, er hat einen Gebetsordner gefunden. Das war dort alles versteckt. Er hat auch an einem Tag schon mal ein paar Bodenplatten umgedreht und dort drunter gesucht nach alten Thorarollen. Vielleicht finden wir noch etwas. Jürgen ist eigentlich unersetzlich und leider jetzt seit drei/vier Monaten gehandicapt, eben durch seine Krankheit.

Richard Rothschild: Da muss man nicht graben; die (Thorarollen) vergräbt man nicht.

Kurt-Willi Julius: Die Frau Altaras aus Gießen hat uns mal gesagt, dass sie unter Umständen vergraben sein können.

Walter Mildenberg: Die Siddurim werden auch manchmal vergraben, auf dem Friedhof.

Ursula Behrend: Vielleicht hat man sie versteckt. Es kann sein, dass sie versteckt sind.

Richard Rothschild: Ich heiße Richard Rothschild. Ich bin der Sohn von Alfred Rothschild, dem Besitzer, damals hat das „Prinz Wilhelm“ geheißen. „Prinz Wilhelm“ hat es nicht darum geheißen, weil er so kaiserlich gesinnt war, sondern weil der Vorbesitzer Wilhelm Prinz geheißen hat. Der Wilhelm Prinz hat das schon „Prinz Wilhelm“ genannt.

Man hat mich ... Wir waren alle gute Nazis, das haben die Nazis ja gewusst. Und dann sind sie eines Tages gekommen und haben mich nach Frankenberg geholt, in das Gefängnis. Da möchten Sie sich nicht so vorstellen, dass das später gewesen ist. Das war noch sehr harmlos, Wann ist der Hitler zur Macht gekommen? Im Januar, nicht wahr? Das war im , weil im Juli/Augus, da war das noch keineswegs so.

Unangenehm war es darum, das Gefängnis existiert nicht mehr, in Frankenberg, das hat man abgerissen. Das war ja kein Strafgefängnis. Da waren Besoffene drin oder sonst jemand, der was ausgefressen hatte, den hat man dann einen Tag oder zwei oder drei ins Gefängnis gesteckt. Das schlimmste war, das waren schrecklich schmale Zellen, da oben war das vergitterte Fenster und ein Bett war drin. Alles ausgelegt für einen Gefangenen und drin waren alle Juden, die sie finden konnten aus dem Kreis Frankenberg. Sie können sich vorstellen, was da für ein Gedränge war. An schlafen war nicht zu denken. Das Schlimmste war, wir haben nicht gewusst, was nun eigentlich aus uns wird. Wir hatten damals schon was gehört, es gibt so was wie Konzentrationslager, wir wussten aber nicht genau, was das war.

Und schlimm war außerdem, dass man gar nichts zu tun gehabt hat. Einer ist dem anderen auf die Füße getreten und wir wussten nicht, was wir machen sollten. Schließlich hat uns die SA, die SS hat es damals noch gar nicht gegeben, jedenfalls war sie da nicht. Die SA, das waren alles Frankenger. Außer den Juden waren auch Sozialdemokraten in dem Gefängnis, und die Sozialdemokraten haben zu den Frankenger Nazis gesagt, die haben die ja gekannt, die sind zusammen in die Schule gegangen, die haben gesagt: „Benehmt euch ja anständig jetzt, es kommen mal andere Zeiten! (lacht) Dann werden wir das nicht vergessen haben.“ Nach kurzer Zeit, zum Glück, haben die dann gesagt, wir sollen das Gelände saubermachen, aber ein paar Leute haben gesagt, sie werden sich weigern. Da habe ich gesagt: „Tut es ja nicht, wer weiß, was die dann mit uns machen?“ Und dann haben wir fleißig saubergemacht. Da standen Eimer mit Wasser und wir haben alles von oben nach unten geschüttet. Das ganze Gefängnis hat geschwommen. Das war nach drei Tagen immer noch nass. (Gelächter) Danach haben aber meine Eltern und unsere Verwandten gesagt: „Das geht nicht, die Jugend muss hier raus! Die kann nicht hier bleiben! Uns Alten wird man nichts tun, aber die Jugend muss hier raus.“ Das war der Grund, warum ich mich damit beschäftigt habe, mit dem Zionismus, der uns sonst sehr weit entfernt war. Meine Cousine, die aus Sachsenhausen war, die war eine

ganze Macherin in dem Zionistischen Verein. Und dann haben wir die Sache ernster genommen. Da musste man ein ganzes Jahr lang Hachscharach machen während der Reisevorbereitung, das ist ein Jahr Landwirtschaft. Ich habe Gemüse bekommen von einen Bauern namens Karlchen Ebel. Das war ein sehr braver Mann. Und der hat auch einen kleinen Jungen gehabt, dem habe ich beim geholfen. Und so habe ich in der Landwirtschaft geholfen, aber Karlchen Ebel hat die Sache richtig erfasst gehabt, er hat zu mir gesagt: „Du wirst niemals ein Landwirt werden.“ Und damit hatte er recht. Und nachdem das Jahr rum war, dann musste man damals ein Immigrationszertifikat von der englischen Mandatsregierung haben. Das konnte man aber nur kriegen von der Zionistischen Vereinigung in Berlin. Und das Hachscharach hat eben dazu gedient. Ungefähr nach einem Jahr habe ich dann mein Zertifikat bekommen. Das habe ich heute noch. Dass ich also einwandern kann nach Palästina. Dann sind wir nach Triest gefahren. Mit der Eisenbahn. Und von Triest dann mit dem Schiff, das hat „Italia“ geheißen, später ist das Schiff für die italienische Regierung, da war der Mussolini im Krieg mit Abessinien, da ist das Schiff als Truppentransporter eingesetzt worden. Später ist es abgewrackt worden. Das hat gedauert, bis wir nach Haifa gekommen sind, es hat ungefähr acht Tage gedauert. Das Meer war richtig stürmisch. Das Mittelmeer kann im Winter furchtbar stürmisch werden, wie man so liest, haushohe Wellen manchmal. Das glaubt man ja nicht. So sind sie wirklich. Dann waren wir in Haifa und da hat es etwas gegeben, ...?.

Nach unserer Einwanderung, die ersten ein, zwei Nächte, da wo wir gewohnt haben, haben die Leute gefragt, wo wir hin wollen und da haben wir gesagt: „Nach Süden.“ Und da konnten wir aber nicht hin, weil es so schrecklich geregnet hat. Weil: ein Winter in Palästina ist nicht so wie einer hier. Es war entweder schönes Wetter oder es regnete in Strömen. Und letzteres hat es getan. Es hat so furchtbar geregnet. Unterwegs, wir sind dann auf einem Lastauto von Haifa nach ...?, das liegt ungefähr eine Stunde östlich von Tel Aviv. Und dann sind wir dahin gekommen. Unterwegs sind da viele Dünen, das sieht heute auch noch so aus. Die Straße geht durch die sogenannten „judäischen Berge“, nicht so steil und nicht so schrecklich hoch. Mir ist dann ein Gedicht eingefallen, ich glaube, es ist von Hebbel, ...? Wir sind dann da angekommen, das war ein ganz neuer Kibbuz. Das war eine wunderbare Sache, da sind wir in einer Baracke untergebracht worden. Die hat vier Außenwände gehabt und in der Mitte war es dreigeteilt worden. Also drei Räume, und eine Decke gab es nicht. Das Dach war aus Wellblech, aber das war nicht ganz dicht. Und wenn es geregnet hat, dann ist es immer durch die Decke auf den Fußboden getropft.

Der Fußboden war, in Israel gibt es das viel, so ein roter Boden. Sicherlich guter Boden, aber als Fußboden im Zimmer ist er nicht zu empfehlen. Dann hat es da immer von oben auf den Boden geregnet und dann ist der dann aufgeweicht. Wie das ausgesehen hat, können sie sich ja ungefähr vorstellen.

Zu essen hat es damals etwas gegeben ---- Sie kennen wahrscheinlich Auberginen. Das ist eine ganz gute Sache zu essen, aber nur, wenn man weiß, wie man sie behandeln sollte. Aber die Mädchen, die dort mit uns waren, haben alle keine Ahnung vom Kochen gehabt. Sie können sich vorstellen, was das gegeben hat. Die gab es sechsmal in der Woche, jeden Tag. (Gelächter) Da waren wir, ich glaube, drei Monate.

Außerdem gab es dort Wanzen. (Gelächter) Aber richtige Wanzen; nicht, was man hier so Wanzen nennt. Mikrophone, die heißen auch Wanzen. Nein, das waren richtige Wanzen. So, wie sich's gehört. So eine Baracke, die aus Brettern zusammengesetzt ist. Sie werden durch schmale Querbalken zusammengehalten. In den Ritzen haben die Wanzen gehaust. Vernichtet haben wir sie dadurch – Sie kennen vielleicht alle noch so einen Betäubungsbrenner, der hat so einen bauchigen Behälter, oben ist der Brenner, da drunter ist so eine Schale, da macht man den Spiritus rein, um das dann anzuhetzen, dass man die Wanzen vergasen kann. Das waren die ersten Einrichtungsgegenstände.

Gearbeitet haben wir – Der Kibbuz war noch ganz neu. Es war noch gar nichts dort. Land hat er auch nicht gehabt. Dann haben wir bei den Orangenpflanzungen mitgearbeitet, da brauchten wir breite Hacken von ungefähr 30, 40 cm, es gibt verschiedene Größen. So breit und so hoch da unten, und dann war der Stiel da dran. Das war kein großes Vergnügen, mit denen zu arbeiten, man musste das Unkraut wegkratzen und, um die Pflanze zu bewässern, Baumscheiben anbringen. Das war eine schwere Arbeit. Und zu fressen hat es nichts gegeben. Jeden Tag das Gleiche und du wusstest nicht, wie viel, das war schrecklich.

Und die Wanzen konnte man nicht loswerden. Da hatten wir so ein Kännchen gehabt, das war auf so einen Petroleumskocher zu setzen. Wir haben Petroleum in das Kännchen getan und dann in die Ritzen der Bretter, aus denen die Baracke zusammengesetzt war, geschüttet, um die Wanzen zu vertreiben. Und dann: Wenn Sie im ersten Raum etwas gesagt haben, dann konnten sie es im dritten Raum auch hören. Das war so 'ne drahtlose Verbindung. Diese Wanzenvernichtungsaktion haben wir in der Hauptsache am Schabbat, am Samstag, gemacht, weil da nicht gearbeitet wurde. ... stand genau dasselbe wie „Paradies“, aber ich kann Ihnen versichern, das ist kein Paradies. Da musste man arbeiten.

Ingrid Engelsing: Warum gab es nichts zu essen?

Richard Rothschild: Es gab kein Geld und die haben auch nicht zu wirtschaften verstanden. Wenn man Leute hat, die gut wirtschaften können, können Sie auch mit wenig Geld noch was machen. Aber wenn das alles Leute waren, die keine Ahnung hatten, nicht vom Kochen und nicht vom Arbeiten, dann können Sie sich vorstellen, was da gelaufen ist.

Karl-Heinz Stadler: Herr Rothschild, wie lange haben Sie im Kibbuz gearbeitet?

Richard Rothschild: Also nicht sehr lange. Drei Monate.

Ursula Behrend: Aber inzwischen haben sie es gelernt. Die Agriculture ist doch gut jetzt.

Richard Rothschild: Ja, ja. Natürlich haben sie's gelernt. Mittlerweile haben sie es gelernt. Ich glaube, die ganze Orangenwirtschaft ist nicht mehr gar so sehr in Schwung, da Mexiko denen ganz schön Konkurrenz gemacht hat. Die können das billiger machen. Diese Farmen sind zum Teil noch da und zum Teil sind es Bauplätze geworden. Das ist so entwickelt, dass man dort Häuser gebaut hat. Israel lebt heute nicht mehr von der Landwirtschaft, sondern von der Industrie.

Karl-Heinz Stadler: Sie haben ja auch nachher in der Industrie gearbeitet.

Richard Rothschild: Nein, ich habe nachher in dem wissenschaftlichen Institut ... gearbeitet.

Karl-Heinz Stadler: Industrievorbereitend.

Richard Rothschild: Nein. Wie soll ich Ihnen das erklären? In dem wissenschaftlichen Institut ... Der damals absolut beherrschende Faktor war das Histadrut. Histadrut heißt Vereinigung. Histadrut war links von der Sozialdemokratie. Die Besitzer von den ..., das waren Kapitalisten, die ... kaufen können. Die Leute, die viel Geld daran verdienen konnten, die sind nachher in die Industrie gegangen. Wovon Israel heute lebt, das ist nicht mehr die Landwirtschaft, sondern das ist die Industrie.

Karl-Heinz Stadler: Seit wann haben Sie Ihren zweiten Wohnsitz wieder in Deutschland?

Richard Rothschild: Etliche Jahre später, Das war ganz zufällig. Wir haben Bekannte in Israel, und die haben uns gesagt, geht doch mal in das Markgräfler Land, dort unten in Baden-Württemberg. Die waren sehr begeistert davon und so sind auch wir dahin gekommen.

Karl-Heinz Stadtler: Und jetzt wohnen Sie mehr als die Hälfte des Jahres dort.

Richard Rothschild: Mal mehr, mal weniger. Wie das so kommt.

?: Wo wohnen sie in Israel?

Richard Rothschild: In der heiligen Stadt Jerusalem. Das ist auch noch ein Witz. Wir – die Familie Rothschild – waren hier in Vöhl so fromme Juden, als wenn wir Verwandte vom Papst gewesen wären. (Gelächter) Solche Juden haben immer Drei-Tage-Juden geheißen, und zwar deshalb, weil sie nur an den drei höchsten Feiertagen – Jom Kippur, ?, Rosch Hoschana – in die Synagoge gegangen sind. Das war wirklich der ganze Kirchgang.

Walter Mildenberg: Dann aber mit Zylinder und Gehrock.

Richard Rothschild: Nein, pah – mit Zylinder und Gehrock.

Walter Mildenberg: Zylinder haben sie gehabt.

Ursula Behrend: Bei Beerdigungen auch.

Richard Rothschild: Die mitgegangen sind oder die Hauptbeteiligten? (Gelächter)

Karl-Heinz Stadtler: Herr Rothschild, ist es unhöflich, wenn ich jetzt Herrn Pfarrer Maier bitte, weiterzumachen? Wir haben in den nächsten Tagen noch oft Gelegenheit, miteinander zu sprechen.

Richard Rothschild: Nein! Im Gegenteil.

Günter Maier: Seit 1981 bin ich in Vöhl, vorher Südamerika, Frankenau. Ich bin 1942 geboren, in den schlimmen Jahren, in Frankfurt am Main. Wir haben vor 12 Jahren alte Vöhler mal gefragt – Wilhelm Schmal, Hans Schluckebier, hab ich mir erzählen lassen, wie das war mit den jüdischen Mitbürgern und wir haben 1988 dann einen großen Gottesdienst des Gedenkens an das Pogrom in der Kirche gehabt. Und es geht mir dauernd durch den Kopf: Ich habe vorher, glaube ich, einen Juden in Vöhl beerdigt. Das ist eigentlich unmöglich, einen Doktor Carol Caminer aus New York, der hierhergekommen ist mit einer christlichen Frau. Ich habe ihn gar nicht richtig gekannt. Er war um die 90 Jahre alt, sie bat mich, und dann – also er ist auf dem neuen Vöhler Friedhof begraben. Das war aber vor diesem Gottesdienst, denn ich sehe diese Frau Caminer dann auch in diesem Gottesdienst. Und – na ja – dann hat es eine ganze Weile gedauert, bis wir alle dann miteinander 10 Jahre später ein 60jähriges Gedenken hatten, ein Gedenkstein wurde gesetzt. Dann kam die Geschichte ins Rollen, dass die Synagoge gekauft werden konnte. Und ich bin sehr darüber, dass sich das so entwickelt hat und dass wir so eine große Gruppe sind, die das mittragen Und wir freuen uns sehr, dass Sie hier sind.

Claus Hömberg: Claus Hömberg. Ich bin Architekt und arbeite sehr gerne an alten Häusern, weil ich Spaß daran habe, die Geschichte und das Gebäude im Zusammenhang zu sehen. Und ich glaube, ich bin für den Denkmalpfleger, der dafür sorgt, dass die Denkmale erhalten bleiben, ein Architekt für die schwierigen Fälle. So hat er mir empfohlen, hier mitzuarbeiten. Ich bin sehr froh, dass ich das tun kann, weil ich einmal das Gebäude der Synagoge sehr faszinierend finde. Diesen quadratischen Raum in dieses Fachwerkhaus hinein gebaut, sehr gut verbunden, und ich bin auch froh, diese Belebung dieses Gebäudes mitmachen zu dürfen. Ich bin sehr dankbar, dass Sie hier sind, weil ich denke, dass die Geschichte auch immer nur dann wiederbelebt werden kann, wenn man sie auf die Menschen zurückführt, die damit etwas zu tun gehabt haben oder haben. Vielen Dank, dass Sie hier sind.

Kurt-Willi Julius: Ich unterbreche ganz kurz. Weil Sie den Denkmalpfleger ansprechen. Wir hatten ja mehrere Architekten zur Auswahl. Wissen Sie, wie Herr Neumann Sie geschildert hat? „Das ist der große Seehund, der immer die Ruhe behält.“ (Gelächter)

Birgit Stadtler: Mein Name ist Birgit Stadtler und ich bin die Ehefrau von Karl-Heinz Stadtler und ich unterstütze meinen Mann dahingehend, dass er sich im Förderkreis Synagoge so stark engagieren kann.

Sandra Stadtler: Ich heiße Sandra und bin die Tochter. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich habe auch gar nicht so viel zu tun, was mein Papa macht. Meistens interessiere ich mich nicht dafür und kriege auch kaum was mit, aber wenn ich mal in Verbindung damit komme, dann interessiert es mich auch schon. Zum Beispiel als ... in Vöhl war, das fand ich auch ganz toll. Da hat mich mein Papa mitgenommen und das finde ich auch ganz toll.

Geoffrey Baird: Ich heiße Geoffrey Baird und bin der Sohn von Carol und Steve Baird. Meine Urgroßmutter war Ida Frankenthal und wohnte in Vöhl. Ich bin Medizinstudent in San Diego, California. Ich arbeitete und wohnte in Deutschland vor 7 Jahren. Ich bin jetzt zum dritten Mal in Vöhl.

Werner Frees: Ich bin Werner Frees. Viel brauche ich eigentlich nicht mehr zu sagen. Meine Frau hat meine Hauptaufgabe genannt. Seit über 43 Jahren sind wir verheiratet.

Gisela Frees: Ja, ich bin froh, dass ich dich habe.

Sigrid Rothschild: Sigrid Rothschild, geborene Meyer, ich bin aus Ingelheim. Ich war zwei Jahre alt, als meine Eltern ausgewandert sind. Also habe ich gar keine Erinnerung. Ich weiß nur, dass meine Eltern – das sind zwei Geschwister, mein Vater und sein Bruder hatten zusammen ein Zigarrengeschäft, und die Fenster wurden eingeschlagen. Sie sollten nicht mehr arbeiten, bei den Juden sollte man nichts kaufen. Also haben sich beide entschlossen, nach Paraguay auszuwandern. In Buenos Aires im Hafen hat man uns empfangen; mit kleinen Kindern konnte man nicht nach Paraguay und da sind wir dann in Buenos Aires geblieben.

Rudolf Rothschild: Mein Name ist Rudolf Rothschild. Alle nennen mich Rolf, weil es leichter ist. Ich bin ein Bruder von Walter Rothschild und ein Vetter von Richard Rothschild. Ich bin auch mit zwei Jahren aus Deutschland ausgewandert und wir haben uns in 33, als mein Vater damals die Situation gesehen hat und entschieden hat, auszuwandern, auch wenn seine Bekannten und Freunde damals gesagt haben, er wäre verrückt, denn die Sache mit Hitler in 33, das wird sicher nur sehr kurz dauern und dass er ganz verrückt ist. Aber mein Vater hat

gedacht, das Beste wäre, nun auszuwandern. Seine Freunde sind natürlich alle in Konzentrationslagern umgekommen. Wir sind nach Spanien ausgewandert, da haben wir vier Jahre gelebt bis 36, und dann sind wir nach Argentinien ausgewandert. Dort bin ich zur Schule gegangen, die Volksschule, die Universität gemacht, bin diplomierter Buchhalter. Ich habe dann vor 45 Jahren meine Frau kennengelernt, wir haben geheiratet und haben drei Kinder. Einer lebt hier in Berlin, ist Künstler, der andere in Frankreich ist Chemiker und eine Tochter, die lebt in Argentinien.

Peter Göbel: Mein Name ist Peter Göbel, ich bin zweiter Kassierer im Förderkreis und lebe seit 1980 in Vöhl, seit 1978 habe ich Beziehungen nach Vöhl. Mich hat immer das Gebäude fasziniert. Ich konnte immer durch ein kleines Fenster hineinsehen, wo eine normale Glasscheibe drin war. Ich konnte in den Raum gucken, habe aber nie die Galerie gesehen. Das hat mich immer fasziniert.

Karl-Heinz Stadtler: Mein Name ist Karl-Heinz Stadtler, Jahrgang 1952, auch wenn ich vielleicht älter aussehe. Ich lebe seit meiner Geburt – geboren bin ich in Frankenberg – hier in Vöhl. Meine Mutter stammt aus Vöhl, aus der Familie Heckmann. Ich hatte mit einigen von Ihnen schon darüber gesprochen, da Sie die alten Familien kennen. Mein Vater ist aus Marienhagen. Ich bin hier aufgewachsen mit vier Brüdern, bin dann zur Schule gegangen, zunächst in Vöhl, dann in Korbach in die Realschule und in die Alte Landesschule, habe dann in Marburg Politik, Germanistik und Pädagogik studiert und bin seit 1976 Lehrer, in verschiedenen Städten inzwischen gewesen. Lehrer für Deutsch und Politik von der Ausbildung her und in der Politik beschäftigt man sich schon schwerpunktmäßig auch mit der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Sowohl im Studium als auch in dem, was man nachher in der Arbeit macht. Ein ganz wichtiger Teil dieser Geschichte des 19. Und 20. Jahrhunderts ist eben das, was zum Antisemitismus und zum Dritten Reich geführt hat, und dann natürlich auch das Dritte Reich selber. Und als Lehrer empfinde ich es als eine ganz wichtige Aufgabe, im und durch den Unterricht dazu beizutragen, dass sich so etwas wie das, was damals passiert ist – „passiert“ hört sich so an wie „vom Himmel gekommen“, und wir wissen, dass es so nicht ist -, dass sich so was nie wiederholt. Und deshalb, denke ich, ist das, was wir hier machen, eine ganz wichtige Aufgabe. Eine wichtige Aufgabe nicht in Bezug auf die Vergangenheit, sondern eine ganz wichtige Aufgabe in Bezug auf die Zukunft. Die Vergangenheit gehört dazu. Ich denke, dass das auch Ihnen sehr wichtig ist, und das ist auch etwas, was wir uns für den Förderkreis vorgenommen haben. Eben deutlich zu machen, dass zu dieser Vöhler Geschichte auch dieser jüdische Teil gehört. Wir wissen, dass mindestens schon seit 1682 in Vöhl Juden gelebt haben. Wir wissen alle, dass es zeitweise sehr viele Juden waren, die in Vöhl gelebt haben und die einen ganz wichtigen Teil Vöhler Geschichte, Vöhler Kultur, Vöhler Tradition mitgestaltet, mit aufgebaut haben. Und ich denke, dass die Synagoge nachher auch an diese Leistung der früheren Juden in Vöhl erinnern soll und erinnern muss. Deshalb ist die Synagoge wichtig, dass aber auch das wichtig ist, was wir mit gestalten wollen, nämlich ein Museum für christlich-jüdisches Zusammenleben im Laufe der Jahrhunderte in unserer Region. Auch, dass man daraus lernen soll, dass und wie Menschen verschiedener Religion, verschiedener Herkunft miteinander leben können. Ich glaube, das ist ganz wichtig. Ich wiederhole am Schluss sehr gerne: Ich freue mich sehr und bin sehr glücklich darüber, dass ihr heute hier seid, dass wir heute hier zusammen sind und dass wir die nächsten Tage miteinander verbringen werden. (Beifall)